

(Nachdruck verboten.)

## 10] Um die Freiheit.

Geschichtlicher Roman aus dem deutschen Bauernkriege 1525.

Von Robert Schweichel.

„Liebe?“ rief der Vater, und warf die Feder auf den Schreibtisch zurück. „Aber das sind altmodische Thorheiten, deren ich Dich nicht für fähig gehalten hätte. Die Ehe erfordert verlässlichere, festere Grundlagen und Bedingungen, als eine flüchtige Erregung des Herzens. Und diese Bedingungen sind auf beiden Seiten vorhanden. Hast Du darum den Doktorhut mit Auszeichnung erworben, um ihn in unserer kleinen Stadt verstauben zu lassen? Das würde Dein Loos sein, da Du außer dem kleinen Erbtheil Deiner Mutter keine Mittel hast; denn ich besitze kein Vermögen. Du wirst wohl wissen, daß Rothenburg selbst seine obersten Beamten so kärglich bezahlt, daß ich mir die verschiedensten Nebenämter aufbürden mußte, um meiner Stellung gemäß leben und die Kosten Deiner Erziehung bestreiten zu können. Sie hat viel, sehr viel Geld gekostet, insonderheit Dein Studium in Welschland und Deine dortigen Reisen. Aber ich habe dessen nicht geachtet, weil es nach meiner Ueberzeugung bei Deinen Fähigkeiten gut angelegt war. Nun wohl, diese Fähigkeiten eröffnen Dir eine glänzende Laufbahn; aber ohne Vermögen bist Du ein Sinkender, den jeder überholt. Heute ist es nicht mehr das Schwert, sondern in erster Reihe die Kenntniß des römischen Rechts, was die Anwartschaft auf die einflussreichsten und höchsten Stellen im Rathe der Fürsten verleiht. Das Vermögen meiner Mündel wird Dir den Weg bahnen und Du kannst auf ihm keine bessere Gefährtin haben als sie. Denn sie ist ehrgeizig und sowohl durch die Erziehung, die sie bei den Dominikanerinnen erhalten hat, wie durch ihre Schönheit geschaffen, selbst an den prächtigsten Höfen zu glänzen.“

„Um Gottes willen, Vater, so niedrig schäme ich mich?“ rief May mit schmerzlicher Erregung. „Nicht meiner Kraft soll ich meine Zukunft zu danken haben, sondern dem Golde, fremdem Golde? — und welchem Golde!“ Er that einen tiefen Athemzug und fuhr dann mit einer gewissen Hast fort: „Ich habe auf meiner Reise durch das Reich viel Elend gesehen, grenzenloses Elend. Ich sah, daß unsere Bauern oft das Allernothwendigste entbehrten, trotzdem sie sich keine Raft gönnten und bei jedem Wind und Wetter vom ersten Tagesgrauen bis in die finstere Nacht schafften. Ich sah ihre erbärmlichen Hütten, sah sie elend gekleidet, elend genährt und von ihren Herren schlechter behandelt als das Vieh. Ich sah die von der langen Tagesarbeit erschöpften Männer Nachts bei ihren Aedern mit Klappern wachen, damit das Vieh ihnen nicht die Frucht wegfrisst, von der ihr und der Ihrigen Leben abhing. Ich sah die armen Weiber an Sonn- und Feiertagen, anstatt zu ruhen, vor Thau und Tag auf den Wiesen Schnedenhäuslein zusammenlesen — zu Garnknäueln für die Schloßherrin. Und, Vater, ich sah Männer und Weiber zusammen vor den Pflug gespannt und die Böge sie mit der Peitsche antreiben als wie das Jungvieh. Und ich fragte mich: woher das grenzenlose Elend der armen Leute? Wer isst die Frucht ihres zähen Fleißes? Fasten an dem Reichthum der Herren die Thranen, der Hunger, die Plünder der Armen und Elenden, so Aeben sie dreifach schwer an den Schätzen derjenigen, welche die allgemeine Volksstimme die Tochter des Bucherers nennt. Ihre Schönheit vermag das Urtheil nicht zu bestechen.“

Das einem verwitterten Steine ähnliche Gesicht Konrad Eberhards war womöglich noch starrer geworden. Aus seiner Stimme aber grollte es wie ein heraufziehendes Wetter: „Noth und Armuth hat es stets gegeben und sie werden dauern bis an der Welt Ende. Kein Weltverbesserer wird je etwas daran ändern; denn Gott hat es also geordnet. Du aber hüte Dich vor den Irrlehren der Neuerer, dieser Münzer, Karlstadt, Deutschn und wie sie noch heißen mögen. Sie können nur Verderben über die Verführten heraufbeschwören, deren Leichtgläubigkeit und Blindheit sie zu ihrem Nutzen auszubenten trachten. Im übrigen: was kümmert Dich das Geschwätz der Leute? Der alte Reuteuter war ein kluger Mann. Hat er Klein angefangen, nun, die weltberühmten Jigger, die heute reicher sind als kein Fürst es ist, kamen als arme Weber nach Augsburg.“

Wie sie hat er die günstigen Umstände, die sich ihm boten, zu nützen verstanden. Das ist nicht nur das Recht, sondern auch die Pflicht eines jeden Verständigen. Solche Köpfe sind es, die Leben in Handel und Wandel bringen und den Aufschwung ihrer Vaterstadt fördern. Gegen die Gesetze hat er nie verstoßen. Wenn seine Tochter in den Häusern unserer erste Bürgermeister der Stadt sie in seine Familie aufgenommen hat, so deucht mich, daß selbst Dein überfeines Zartgefühl sich zufrieden geben könnte. In ihren Händen ist das Vermögen ohne Makel.“

„Der Glaube an die Weltordnung, zu der Du Dich bekenntest, versagt mir,“ erwiderte May mit Festigkeit, doch ohne Trost. „Aber wenn ich auch Gabriele von aller Verantwortlichkeit für die Handlungsweise ihres Vaters freispreche, so bleibt dennoch der Makel an ihrem Reichthum haften. Ich würde meine Ehre in meinen eigenen Augen schädigen, wollte ich solche Mittel meinem Ehrgeiz dienstbar machen. Ich habe Deine große Güte gegen mich nie verkannt und ich bin Dir dafür von Herzen dankbar. Du hast auch diesen Plan zu meinem Glücke erfonnen; aber Du kennst jetzt die Gründe, weshalb ich auf ihn nicht eingehen kann. Laß ihn daher fallen, ich bitte Dich!“

„Deine Gründe beweisen nur die Unreise Deines Kopfes,“ versetzte der Vater, während der Zorn seine hageren Wangen röthete. „So muß ich denn für Dich denken und handeln. Ich habe für Dich kraft meiner väterlichen Rechte gewählt; darnach richte Dich!“ Er schob seinen Sessel zurück und stand auf.

„Es ist mir schmerzlich, daß ich Dir darin nicht gehorchen kann,“ sagte May entschlossen und erhob sich gleichfalls. „Ein Knabe bin ich nicht mehr und was Du meiner Ueberzeugung nicht abgewinnst, durch Zwang erreichst Du es nicht. Ich bitte Dich, laß uns nicht so von einander gehen.“

„Die Wahl steht bei Dir,“ erwiderte Konrad Eberhardt und verließ das Zimmer.

May seufzte schwer, als er allein war. Es war ihm, seitdem er wieder in Rothenburg sich befand, mit jedem Tage deutlicher geworden, daß es zwischen seiner Geistesrichtung, zu der er sich in der Fremde durchgerungen, und den fest im Alten wurzelnden Ueberzeugungen seines Vaters zu harten Reibungen kommen müßte. Nun hatte der Kampf begonnen, der die Gegensätze nicht ausgleichen, sondern nur verschärfen konnte, und das schmerzte ihn. Denn der frühe mütterlos Gewordene war in der höchsten Meinung von dem scharfen Verstande und der starken Willenskraft des Vaters aufgewachsen. In dieses Gefühl mischte es einen Tropfen von Bitterkeit, daß der Streit um Gabriele's willen entstanden war. Er hatte in Welschland der geselligen und heiteren Stunden, die er mit ihr und ihrer Freundin Sabine im Hause des Herrn Erasmus verlebte, gern gedacht und gehofft, in der schönen Gabriele eine Vertraute seiner Ideen zu gewinnen. Das gestrige Festmahl hatte ihn vollends über den Trug dieser Hoffnung aufgeklärt. „Jacta est alea (der Würfel ist gefallen)“, sprach er mit Ulrich von Gutten, dessen Schriften ihn hauptsächlich auf die neue Bahn gewiesen hatten. Der Name dieses genialsten und radikalsten unter den Humanisten hatte ihn zu Bologna von der Mauer des Universitätshofes inmitten derjenigen vieler Landsleute gegrüßt und er hatte den Heimweg über die Schweiz nur deshalb gewählt, um das Grab Gutten's auf der Insel Usenau in Zürichsee zu besuchen. Der heilkundige Pfarrer Schneeg, der den Unglücklichen in seinen letzten Leidestagen aufgenommen, hatte ihm viel von Gutten erzählt. Es trat jetzt wieder lebhaft vor seine Seele, und er gedachte des fränkischen Nitters, der dem Pfarrer Schneeg das Geld geschickt hatte, um das Grab des so früh dem Lode Verfallenen mit einem Denkstein zu zeichnen. Florian Geyer von Geysersberg hieß er. Der Name war May als einem Rothenburger nicht fremd, und es hatte den in seiner Vaterstadt Vereinsamten schon wiederholt die Versuchung angewandelt, an Gutten anknüpfend, dem Ritter sein Herz zu erschließen. Jetzt gehörte er diesem Drange. Den Brief trug er zu Langenberger, in dessen Gasthaus, dem Vären, sich am häufigsten Gelegenheit zur Beförderung zu finden pflegte. Noch gab es in Rothenburg keine Post.

Staum wieder in seiner Schreibstube, erhielt May den Be-

such eines Mannes, der erst am Tage vor dem Dreikönigsfeste in der Stadt eingetroffen und von dem an der Tafel des Herrn Erasmus viel gesprochen worden war. Manches davon hatte Max bereits von seinem Vater vernommen, und verschlangen sich die Fäden zu einem Gewebe, wonach Ritter Stephan von Menzingen, einem turnierfähigen Geschlechte Schwabens entsprossen, zu Anfang des Jahrhunderts nach Rothenburg gekommen war, hier Margarethe, die Tochter des Rathsherrn Pröll geheirathet und das Bürgerrecht der Stadt erworben hatte. Bald darauf war er als Oberamtmann des nahen Städtchens Kreglingen an der Tauber in die Dienste des Markgrafen von Brandenburg getreten und hatte, als er nach wenigen Jahren aus dieser Stellung geschieden, das Schloßlein Reinsburg auf Rothenburger Gebiet erstanden. Dieser Kauf hatte zu Streitigkeiten mit dem Rathe geführt. Denn Stephan von Menzingen hatte sich geweigert, die Steuer für Uebertragung des Besitztums von Reinsburg, die sogenannte Rekognitionssteuer, zu zahlen. Zur selben Zeit hatten die Kreglinger bei dem Reichskammergericht gegen Stephan von Menzingen wegen harter Bedrückung geklagt, und dieser war zur Entschädigung verurtheilt und Rothenburg mit der Exekution beauftragt worden. Das hatte um so mehr Oel ins Feuer gegossen, als dadurch der Verdacht bestätigt erschien, daß Ritter Stephan, dessen Vermögensverhältnisse bei seiner Ankunft keineswegs die glänzendsten gewesen, sich durch die Unterdrückung der Kreglinger bereichert hätte. Und Stephan von Menzingen war nicht der Mann, dergleichen geduldig hinzunehmen. Er ließ sich zu schweren Beleidigungen gegen einige der angesehensten Rathsherrn hinreißen und als deshalb auf ihn gefahndet wurde, entwich er zu dem Herzoge Ulrich von Württemberg. Jetzt hatte der Rath ihm auf sein Ansuchen freies Geleit gewährt und er war zum Austrag seines Handels in der Stadt erschienen.

haltung und Mienen des Ritters ließen lärmlich erkennen, daß das widrige Schicksal seinen Stolz nicht geschmälert hatte. Auch war sein dunstler Anzug, der sich dem spanischen Zuschnitt näherte, wie er unter der Regierung Karls V. in Deutschland Mode zu werden begann, von kostbarem plüschigen Tuche und darüber hatte er einen feinen Kamelotmantel geworfen. Die große Gestalt begann zur Fülle zu neigen und der Kopf sah auf einem starken, etwas kurzen Halse. Kurz gehaltenes schwarzes Haar streckte eine Spitze in die hohe runde Stirn vor, unter der dunkle Augen mit breiten Lidern sich ein wenig wölbten. Sinnlich geschnittene Lippen glühten zwischen dem gekräuseltesten Schnurr- und dem starken Knebelbarte. Max fühlte sich dem Besuche gegenüber anfänglich nicht ganz unbefangen, als ob er und nicht Stephan von Menzingen in einem üblen Leumund stände. Der Ritter ließ ihn über den Zweck seines Besuches nicht lange im Ungewissen.

„Ich hatte mir nicht vorgestellt, daß Ihr noch so jung wäret, Herr Doktor; denn mein Gang gilt dem Rechtskundigen,“ sprach er mit einem kordialen Freimuth. „Um so sicherer sind Eure Klienten, daß Ihr deren Sachen mit Eifer und Liebe betreiben werdet.“

„Vorausgesetzt, daß der Eifer von der Rechtskenntniß und Erfahrung nicht im Stiche gelassen wird,“ bemerkte Max, indem er ihn zum Niedersitzen einlud.

„Kommen wir ohne Wortgefecht zur Sache,“ nahm der Ritter wieder das Wort. „Bei einem Becher guten Weines, meiner Treu, da hab' ich es gern. Warum ich im freien Geleit der Stadt hierher zurückgekehrt bin, ist kein Staatsgeheimniß. Ihr wüßtet es sicher, lieber Doktor? Wohl! Der Altbürgermeister und selbst der Stadtschreiber, Ehrenfried Kumpf und Thomas Zweifel, haben mich beide auf Euch verwiesen als den fürtrefflichsten Rechtsbeistand in meinen Händeln wider Rath und Reichsgericht, hauptsächlich wider Iechteres. Der Kreglinger Prozeß muß revidirt, der Exekutionsschluß aufgehoben werden. Wollet Ihr also meine Sache führen?“

Max zögerte. „Ich habe noch nicht durch Thaten beweisen können, daß ich das große Zutrauen der beiden Herren und das Eurige verdiene, Herr Ritter,“ wandte er ein.

„Meiner Treu, ich wage es darauf,“ versicherte Herr Stephan mit einer Bewegung seiner Rechten, als wollte er alle Einwendungen zurückweisen. „Ihr werdet Euch aus meinen Papieren überzeugen, lieber Doktor, daß ich in Kreglingen nur nach meinen Instruktionen verfahren bin. Ihr wisset so gut wie ich, in welchem Grunde die Saugpumpen stecken, aus denen die Summen fließen, die auf Schloß Dnolzbach verschlemmt werden. Der fürnehmste Befehl der

Markgrafen lautete stets: Geld! Geld! und wiederum Geld! Ich will nicht leugnen, daß ich selbst damals meine Lage verschlimmerte. Wer vermag auch seinen ehrlichen Zorn zu bezwingen, wenn er wahrnimmt, daß die Gerechtigkeit zweierlei Maß hat? Wäre ich den großen Hansen verhasst gewesen, ei, sie hätten die Rekognitionssteuer von mir nicht gefordert. Da ich ihnen das ins Gesicht sagte, hatte ich verspielt. Nichts mehr davon, es regt mir zu sehr die Galle auf! Jedenfalls aber hätte ich die Meinigen nicht nach Rothenburg mitgebracht, wenn ich der Gerechtigkeit meiner Sache nicht fest vertraute.“

„So will ich es denn versuchen, ihr zum Siege zu verhelfen,“ entschied sich Max.

Stephan von Menzingen schüttelte ihm die Hand. Auf dem Rathhausthurm wurde die erste Stunde angeschlagen. Der Ritter erhob sich.

„Schon Mittag! Schade!“ jagte er. „Ich hätte wohl gern noch dieses und jenes mit Euch besprochen, sind doch die Zeiläufe gar wunderbarlich kraus. Alte Freunde werden zu Todfeinden und alte Gegner reichen sich zu einem neuen Bunde die Hände. Wie wäre es, lieber Doktor, wenn Ihr morgen mein bescheidenes Mittagsmahl theiltet? Ich bitte Euch, seid mein Gast!“

Max fand keinen stichhaltigen Grund, die Einladung abzulehnen. Lieber wäre es ihm gewesen, nicht eher in gesellschaftliche Beziehungen zu dem Ritter zu treten, als bis er sich aus dem Einblid in die Akten überzeugt hatte, daß die Bedrückung der Kreglinger ihm mit Unrecht zur Last gelegt wurde. Eines Schwereren konnte nach seiner Ansicht niemand bezichtigt werden.

(Fortsetzung folgt.)

## Ein neues Verfahren zur Erzeugung hoher Temperaturen.

Bei der unlängst in Darmstadt stattgehabten Hauptversammlung des Vereins deutscher Chemiker erregte Dr. Hans Goldschmidt aus Essen (Ruhr) mit einem Experimentalvortrag, in welchem er sein neues Verfahren zur Erzeugung hoher Temperaturen, die man bisher nur unter Anwendung von Elektrizität hervorbringen konnte, demonstirte, großes Aufsehen. Die Methode beruht, wie der „Frankf. Ztg.“ von kompetenter Seite mitgetheilt wird, im wesentlichen darauf, daß Aluminium (auch Magnesium und Calciumcarbid können mit in Anwendung gebracht werden) verbrannt wird, aber nicht mit Hilfe des Sauerstoffs der Luft, sondern mit dem an ein Metall chemisch gebundenen Sauerstoff, also z. B. mit einem Oxid wie Eisenoxyd, gewöhnlichem Sand oder dergleichen. Es wird also das Aluminium mit „festem Sauerstoff“ verbrannt.

Der Effekt ist ein sehr überraschender: Die Mischung wird mit einem Streichholz in Brand gesetzt und brennt dann unter hellster Weißgluth ruhig weiter. Auf diese Weise wurde ein etwa 4 Zoll großer Niet, der mit einer solchen Erhitzungsmaße umgeben war, in einigen Sekunden glühend gemacht.

Um die Ausstrahlung, also Wärmeverluste, zu vermeiden, wurde das Experiment in einem gewöhnlichen Holzleimer wiederholt, jedoch mit einem sehr viel größeren Niet, der circa 3 Kilogramm wog. Der Eimer war mit einer Sandschicht ausgekleidet, die die Wärme so gut zusammenhielt, daß das Holz nicht einmal warm wurde. Nach einiger Zeit wurde die hochglühende Masse ausgefürzt, und nachdem die Schlade von dem Eisenstück abgeschlagen war, präsentirte sich ein weißglühender, stauhfertiger Niet größter Dimension.

Ein fernerer Versuch zeigte das Verfahren als besonders zum Harlöthen geeignet. Ein Flansch wurde auf ein zölliges Eisenrohr mit Hilfe der neuen Wärmemasse hart aufgelöthet.

Die Kosten des neuen Verfahrens wurden ausdrücklich als gering bezeichnet, da man nur sehr wenig Aluminium zur Hervorbringung der hohen Temperatur braucht und man außerdem noch ein billiges Roh-Aluminium wählen könnte. Beispielsweise betragen die Kosten des Auflöthens des einzölligen Flansches kaum 15 Pfennige.

Da man auch reines Schmiede-Eisen so direkt darstellen kann, ist das Verfahren unter den nöthigen Umständen auch als Schweißverfahren anzuwenden. Es wurden von dem Vortragenden einige derartige Stücke vorgezeigt. Ebenso leicht ist es möglich, durch dider schmiedeeiserne Platten große Löcher zu schmelzen.

Das Verfahren ist aber besonders wichtig für die Metallurgie, indem man auf dieselbe Weise, nur durch Variationen in der Mischung, direkt reine, geschmolzene kohlefreie Metalle herstellen kann, welche in reinem und geschmolzenem Zustande abzuschneiden, bisher noch nicht gelungen war. In erster Linie gehört hierzu das Chrom, und von diesem wurden nunmehr in einem großen Tiegel mehrere Kilo immerhalb weniger Minuten dargestellt. Wieder wurde die Masse mit einem gewöhnlichen Streichholz angezündet, in den Tiegel wurde nach und nach immer mehr von dem Gemenge ein-

getragen; der ganze Inhalt stellte einen feurig-glühenden Fluß dar, dessen Temperatur auf ca. 3000 Grad C. zu schätzen ist. Jene eine äußere Wärmezufuhr fand auch hier nicht statt, so daß die Außenwand des Gefäßes kalt blieb.

Die während der Dauer des Versuches von etwa 5 Minuten in dem Tiegel verbrauchte Kraft berechnet sich auf reichlich 2000 Pferdestärken, da ebensoviel Kraft nöthig wäre, um das bei diesem Versuche verbrauchte Aluminium in gleicher Zeit herzustellen. Das hergestellte Metall konnte natürlich noch nicht besichtigt werden, da die Abkühlung viele Stunden dauert. Es war jedoch vorher in einem gleich großen Tiegel und in genau derselben Weise, etwa 5 Kilo, Chrom hergestellt worden, das von der Schlacke befreit und vorgezeigt wurde.

Eine große Zahl anderer Metalle lassen sich in derselben Weise abscheiden; es wurde vom Vortragenden besonders auf die ausgesetzten Stücke von reinem hochreinem Mangan aufmerksam gemacht, das sich fast ebenso gut an der Luft hält, wie das Chrom und vor allem nicht zu Pulver auseinanderfällt, wie das bisher im Handel käufliche, stark carbidhaltige Produkt. Interessante boten auch einige kleinere Stücke metallisches Vanadium, ein Metall, das in diesem reinen, regulinischen Zustande bisher auch noch nicht bekannt war. Ferner lagen noch Legierungen von Ferrobor, Ferrotitan, Chromkupfer zc. aus.

Die Schlacke, die bei dieser Metallherstellung sich bildet, ist nichts weiter als künstlicher Korund. Sie ist aber bedeutend härter als der natürliche Korund resp. Schmirgel und eignet sich deswegen besonders gut als Schleifmittel, soweit das Material nicht wieder zur Herstellung von metallischem Aluminium passende Verwendung findet.

Als Nebenprodukt werden bei dem Verfahren künstliche Edelsteine, Rubinen erzeugt. Der Vortragende zeigte in der Schlacke, die von der Chromdarstellung stammt, kleine durchsichtige rothe Krystalle, die ihrer Zusammensetzung nach als Rubinen anzusehen sind, aber infolge ihrer geringen Größe keinen Handelswerth besitzen.

Es folgten weiter noch einige Experimente, die speziell darthun sollten, mit welcher explosionsartigen Wirkung Aluminium besonders mit Sulfaten reagirt. Die betreffenden Mischungen entzündeten sich zu wahren Feuerregen. Ferner werde gezeigt, daß ein Gemisch von Aluminium oder auch Calciumcarbid mit Natriumsuperoxyd schon beim Vermischen abbrennt, und daß man diese Reaktion benutzen kann, um beispielsweise ein Gemisch von Eisenoxyd und Aluminium behufs Abscheidung von Schmiedeeisen zur Entzündung zu bringen. Man braucht also, um die Reaktion hervorzurufen, welche diese große Wärme abgibt, nicht einmal ein Streichholz in Brand zu setzen.

Der Redner machte zum Schluß besonders darauf aufmerksam, daß das Aluminium als ein Wärme-Akkumulator anzusehen ist, dessen Heizkraft überall mit größter Leichtigkeit auszulösen sei und daß somit eine neue Verwendbarkeit dieses interessanten Metalles gegeben ist.

### Kleines Feuilleton.

— Eine mißglückte Wahlsrede. Aus *Zeben* schreibt man dem „Hannoverschen Courier“: Ein Samstag, wie er besser gar nicht sein konnte! Die Sonne leuchtete, der Himmel glänzte, die ganze Erde war voll Feiertagsstille, und um die Lindenkrone summten die Vienen. Siehe, dies ist die Stunde, wo die Schönheit der Welt sich offenbart. — Aber Hermann Hohus kennt den stillen Zauber einer solchen Feiertagsstunde nicht. Hermann Hohus ist ein Niemand von Gestalt, seines Zeichens Bäckermeister und seines politischen Glaubens wegen ein eifriger Verfechter des Antrages Kantig. Eine Eigenthümlichkeit hat Hermann Hohus noch, die ich erwähnen muß: er hat Hände, oder wenn man will, Fäuste, so groß und derb, als hätte die Natur ihn bestimmt, damit jeden Tag so, — na ja einige Oefen zu erschlagen. Mit diesen Händen ist Hermann immer in Bewegung, wenn er redet, er „weiharnt jümmer rüm“. Das machte er auch gestern Nachmittag, als er die feierliche Sonntagsstille mit Agitationsreden störte. Unaufhörlich floß der Strom seiner Rede, unaufhörlich gingen seine Hände. Trotzdem ich mich etwas abseits setzte, um mein Glas Bier in beschaulicher Ruhe zu genießen, klang es doch abgerissen zu mir her: — „nothleidende Landwirthschaft,“ — „Antrag Kantig,“ — „Getreidezölle,“ — „will ich Euch mal auseinandersehen,“ — „Vortheil,“ — „Ihr doch einsehen“ u. s. w. Hermann wußte seinen Text! — Und seine Zuhörer? Na, die hörten auf ihn, freilich, aber auf ihren Gesichtern stand der Zweifel geschrieben, sie trauten anscheinend dem Kantig-Evangelium nicht recht. Nur mein Nachbar Meierdierks sah immer mit gespanntester Aufmerksamkeit den Redner an, immer, ohne aufzuhören. Und als zuletzt Hermann Hohus seine Rede schloß, und alle schwiegen — da wandte er sich an Meierdierks und sprach:

„Nicht wahr, Meierdierks, Du heßt mi verstaht un stimmst mit mi? Id heßt an Din Gesicht sehn. Dat heßt Du Di woll nich drömen laten, dat Zi Buren so vel Bördede von dem Bund hern? Ist nich so?“

„Weet nich, Du,“ sagte Meierdierks und fragte sich hinter dem Ohre, „weest nich rech, — aber id heß jümmer Din Han' n ansehn

mußt! Segg mal, Minisch, wo kammst Du woll mit so'n grote Han' n so'n Littje Bröddchen baden?“

Diese Wahlsrede hatte keinen Erfolg. —

— Die Furcht vor dem Steuerbeamten. Als der berühmte Thiermaler Landseer seine erste Reise nach Schottland machte, gefielen ihm die Hunde in einem Dorfe derart, daß er sie nicht nur aufmerksam musterte, sondern auch eine ganze Anzahl zeichnete. Bei Fortsetzung seiner Reise am nächsten Tage war er nicht wenig erstaunt, an allen Bäumen Kadaver erhängter, und im Dorsteich die zahlloser ertränkter Hunde zu sehen. Er hielt einen heulenden kleinen Knaben an, der ein junges Hündchen mit einem um den Hals gebundenen Stein zum nächsten Wasser trug und fragte nach dem Grunde. Da erfuhr er denn zu seiner größten Verwunderung, daß die Dörfler ihn für einen — Steuerbeamten gehalten hätten, der alle Hunde, die er sah, aufführte, um die Eigenthümer wegen der etwa nicht bezahlten Hundsteuer anzugehen. —

### Literarisches.

— 1. — Hermann Bang: „Am Wege.“ Berlin 1898. S. Fischer. — Wieder einmal ein Roman voll lebenswahrer Einfachheit und wahrhafter Poesie! Kathinka, eine kinderlose Frau in den mittleren Jahren, ist an den Bahnhofsinспекtor Bay verheirathet. Zehn lange, eintönige Jahre gingen wunschlos und ereignislos an dem Ehepaar vorüber, wie die Eisenbahnzüge draußen, die die Station durchliefen, ohne ein Stück Welt näher zu bringen. Endlich kommt doch jemand dort draußen aus der Welt. Der Gutsbesitzer Guus bringt etwas in diesen versteckten Erdwinkel, was Kathinka wie eine Art Seelenbefreiung empfindet. Mit einer stillen, unausgesprochenen Liebe zu Guus erwacht in ihr eine Sehnsucht nach allem Unbekannten, Fernem und Freiem; allein es ist ihr nicht vergönnt, die engen Grenzen der sie umgebenden Kleinlichkeit zu übersteigen. Guus, dessen Neigung zu Kathinka von Tag zu Tag wächst, besitzt Kaltgefühl genug, nicht in den Frieden eines alltäglichen Ehelebens einzugreifen; er reist weit fort. Einsam und unverständlich muß das zu seinen Empfindungen geborene Weib am Wege eines eintönigen und werthlosen Lebens liegen bleiben und so an einer ungefüllten Sehnsucht zu Grunde gehen. Eine eigenartige Stimmung durchzittert das ganze Buch, das man unmöglich lesen kann, ohne seinen Inhalt mitzuerleben. —

### Theater.

d. Die Neue Freie Volksbühne gab am Sonntag im Thalia-Theater als letzte Vorstellung ihrer diesjährigen Spielzeit „Das neue System“ von Björnson. Das neue System ist eine Eisenbahn-Bauart, die von scheinbarem großen Vortheil für das Gemeinwohl ist. Der Generaldirektor Niis genießt die Ehre, dieses System angeblich erfunden und eingeführt zu haben. Da kommt, zu Beginn des Stückes, der junge Hans Kampe und weist nach, daß dieses System von verheerender Wirkung ist. Sein Vater, der beste Arbeiter des Generaldirektors, der durch die Vertreter des neuen Systems moralisch ruiniert worden ist, hilft ihm dabei und richtet sich dadurch wieder auf. In dem Stück werden sämtliche Phasen des Kampfes der Weiden gegen das neue System mit reifer Psychologie geschildert. Erst treten die Kinder des Generaldirektors gegen ihren Freund Hans Kampe auf. Als es sich aber herausstellte, daß der Generaldirektor nicht der Erfinder des neuen Systems ist, als alle Welt sich von der Gefährlichkeit desselben überzeugen muß und es vom Reichstag verworfen wird, da kommen Frederik Niis als Freund und Karen Niis als Liebende wieder zu dem muthigen Streiter. Und so muß der Generaldirektor erleben, daß nur seine Frau, die er einst der Karriere halber geheirathet, bei ihm bleibt, als niemand, und auch er selbst nicht mehr an das neue System glaubt.

Selbstverständlich handelt es sich bei dem „System“ nicht allein um die nackte Geschichte. Die Hauptsache ist die Blossstellung des gesellschaftlichen Systems der Vertheilung der Wahrheit aus Eigennutz. Das ganze System gipfelt in dem Ausspruch des Generaldirektors: „Die Kunst, die große Kunst des Lebens, ist eben die, zu balanciren, zu manövriren, nicht anzustoßen!“ Der Dichter, der mit überlegener Kenntniß seine Menschen behandelt hat, kann denn auch sehr rücksichtslos gegen diese Veruschungs- und Lügenapostel sein. Aber sein hoffnungsvolles Wesen äußert sich zum Schluß doch darin, daß die Wahrheit siegt, und selbst die Lügenapostel am Scheidewege stehen bleiben, um abzulenken von ihren Pfaden. — Das Stück ist eines von jenen, die durch eine tüchtige Regie und gute Schauspieler erst zum Leben kommen. Besonders tritt das in seinen tragischen Stellen hervor. Bei den zahlreichen Personen des Stückes konnten nicht alle gleichwerthig sein. Dennoch war das Schauspielerische im ganzen nicht unbedeutend. Magda Foris als weiche Mutter und Frau war die beste der Damen. Von den Herren war Klaudius Werten als Frederik Raben neben Robert Garrison, der einen fanatischen Bureauvorsteher zu geben hatte, der hervorragendste.

### Kunstgewerbe.

— Preis-Ausschreiben. Zur Erlangung von Entwürfen zu eigenartigen und künstlerisch ausgeführten Gegenständen, die als Andenken an Nürnberg zu dienen geeignet sind, schreibt die Firma G. Lehlauf in Nürnberg unter Deutschlands und Oesterreichs Künstlern und Kunsthandwerkern einen allgemeinen Wett-

bewerb aus. Der Entwurf kann entweder als Modell (resp. als fertiger Gegenstand), oder als Zeichnung eingesandt werden, muß aber den Gegenstand in Naturgröße zeigen und so gearbeitet sein, daß aus ihm die Art der Ausführung klar zu ersehen ist. Für diese ist Metall irgend welcher Art, Holz, Stein, Glas, Thon, Leder, Papier u. oder eine Verbindung verschiedener Materialien anzunehmen. Die Beziehung zu Nürnberg muß an dem Gegenstande, auf dessen künstlerische Durchführung der Hauptwerth gelegt wird, unmittelbar hervortreten. Die Wahl des Motivs und des künstlerischen Stils ist freigestellt. Der Verkaufspreis des fertigen Gegenstandes darf nicht niedriger als 10 M. sein und 25 M. nicht überschreiten. Als Preise sind ausgesetzt: ein I. Preis im Betrage von 500 M., ein II. Preis im Betrage von 300 M., ein III. Preis im Betrage von 200 M. Außerdem behält sich die Firma den Verkauf weiterer hervorragender Entwürfe vor. Die Preisträger erhalten, falls sie sich mit der Herstellung des betreffenden Gegenstandes befassen, sofort den Auftrag, 100 Exemplare desselben zu liefern. Der äußerste Termin für Einsendungen ist der 20. September 1898. —

**Medizinisches.**

ie. Die Weisheitszähne und ihre Schmerzen haben neulich die Pariser Akademie der Medizin lebhaft beschäftigt. Es ist leider sehr vielen Menschen aus Erfahrung bekannt, daß das Wachsen der Weisheitszähne in verhältnismäßig vorgezeichnetem Alter außerordentliche Beschwerden mit sich bringt. Dieselben bestehen in Entzündungen, Knochenentzündungen u. s. w. und gehen sogar bis zur Erzeugung von Gehirnabscessen. Bisher wurde als Grund dieser Erscheinungen ziemlich allgemein angenommen, daß der wachsende Zahn zwischen dem hintersten Backzahn und dem aufsteigenden Ast der Kinnlade keinen Platz fände, besonders in der unteren Kinnlade, weshalb die Krankheitserscheinungen zehnmal häufiger im Unterkiefer als im Oberkiefer auftreten. Besonders wird noch darauf hingewiesen, daß die bösen Folgen der Weisheitszähne sich vorzugsweise bei den geistig höherstehenden Menschenrasen einstellen, weil sich bei ihnen die Stirne aus Kosten der übrigen Gesichtstheile und so auch der Kieferäste entwickelt hat, letztere werden kleiner und damit auch der Raum, den der Weisheitszahn einnehmen soll. Noth meint neuerdings, daß massenhafte Hautwucherungen, die von der Wurzel des Zahnes aus in die Höhlung eindringen, die Entzündungen und bösen Geschwüre veranlassen. Diese Theorie findet vorläufig wenig Glauben. Uebrigens hat der berühmte Anatom Paul Broca bereits prophezeit, daß der Mensch sich mehr und mehr seiner Weisheitszähne entledigt, so daß unsere Nachkommen sich glücklicherweise garnicht mehr mit ihnen zu plagen haben werden. —

**Aus dem Thierleben.**

— Von der Freigier der Forelle. Ein seltsames Abenteuer erlebte kürzlich ein englischer Angler, der im 11st (Monsmouthshire) auf Forellen angelte. Er hatte einen Anstieg vollführt und war eben im Begriff, die Leine mittels der Rolle zu verkürzen und, da dies geschehen, das Handnetz zu gebrauchen, da die von ihm angehakte Forelle bereits auf der Oberfläche des Wassers erschien, da fühlte er einen starken Ruck, auf den die Forelle wieder verschwand und ein Stück Leine von der Rolle sich abwickelte. Rasch wurde diese nach der entgegengesetzten Richtung in Thätigkeit gesetzt, wobei es recht fühlbar wurde, daß der Widerstand, der von dem gefangenen Fisch ausging, sich um ein bedeutendes gesteigert; doch brachte er die Beute so hoch, daß er sie in dem klaren Wasser genau besichtigen konnte, und da nahm er zu seinem größten Erstaunen wahr, daß die von ihm angehakte erste, schwache Forelle von einer bedeutend stärkeren angefaßt und in dem weitaufgerissenen Maul dieser, mitten im den Leib gefaßt, festgehalten wurde. Im nächsten Augenblick schoß sie mit ihrem Raub in die Tiefe, blieb aber nur wenige Fuß vor dem während der Zeit im Wasser gehaltenen Handnetz an einem im Wasser befindlichen Felsen stehen. Mit einer ebenso vorsichtigen wie raschen Bewegung des Netzes gelang es dem Angler, den Räuber zu fassen und zu landen. Ueber zwei Pfund betrug das Gewicht der so räuberischen Forelle, deren Fang nur dem Umstande zu danken war, daß die Sonne, auf das ohnedies klare Wasser herniederleuchtend, dieses auf bedeutendere Tiefe hin durchsichtig machte und so nicht nur die Bewegungen, sondern auch den Stand der von der Oberfläche in die Tiefe fahrenden räuberischen Forelle deutlich erkennen ließ. Mit Hechten wurden ähnliche Erscheinungen öfter gemacht; bezüglich einer Forelle, die so gierig nach einer ihrer Art schnappt und sie, quer gefaßt, im Maul hält, dürfte der Fall einzig dastehen. —

**Technisches.**

— Eine Bergbahn auf den 4810 Meter hohen Montblanc will ein französischer Industrieller vom Chamounixthale aus bauen. Er hat bereits von der Gemeinde Les Houches die Konzession hierzu erworben. Die Bahn selbst soll sich vorwiegend unter den felsigen Hängen des Berges hinziehen, die Gleise möglichst vermeiden und nur an solchen Stellen zu tage treten, die dafür besonders geeignet erscheinen. Eine Vorprüfung des Planes durch einen Sachverständigen hat ergeben, daß unüberwindliche Schwierigkeiten nicht vorhanden sind. Der Unternehmer hat sich auch an die naturwissenschaftliche und medizinische Fakultät

der Universität Lyon gewendet und von dieser gleichfalls zustimmende Erklärungen erhalten. Sonach wird die Jungfrauabahn durch die Montblancbahn noch übertroffen werden. —

**Humoristisches.**

— Auf der Brautjau. Heirathskandidat (zur Frau des Hauses): „Gnädigste Frau, mein Kompliment! So gut habe ich schon lange nicht gegessen.“

Der kleine Fritz: „Wir auch nicht!“ —

— Das dramatische „M“. Regisseur (zu einem Schauspieler, der das „M“ trotz zahlreicher Ermahnungen des Regisseurs mit besonderem Nachdruck herauschnarrt): Es „err't“ der Mensch, so lang er lebt! —

Inskription eines Weinfasses von 1773:

Sechs Hundert Ohmen werd ich allzeit fassen,  
Was aber drüber ist, nicht in mich gießen lassen,  
O Leser, nimm auch stets zu Deinem Weispfel an:  
Ein Schelm, der mehr verschluckt, als er vertragen kann. —

**Vermischtes vom Tage.**

— Bei einer Versteigerung bisher ungedruckter Briefe und Handschriften deutscher Klassiker in Berlin wurde ein Brief Lessing's von achtzehn Feilen für 715 Mark verkauft. Zwei Schillerbriefe erzielten 480 und 465 M., das Manuscript zu zwei Turandoträthseln 455 M. Für das Manuscript des Goethe'schen Gedichtes „Im Mah“ wurden 395, für „Harras, der lähne Springen“ Körner's 400 M. gezahlt. —

— Die schweren Unwetter, die in der Mosels, in der Eifel, sowie namentlich in der Sieggegend niedergegangen sind, haben überall großen Schaden angerichtet. Der Ertrag der Felder ist stellenweise völlig vernichtet. Die Erdmassen der Weinberge sind in beständiger Bewegung, an einzelnen Stellen sind die Bahngelände verschüttet. In Dettenheim (Rheinpfalz) ist eine Kirche, in Odenheim sind Fabrikanlagen niedergebrannt, in Freinsheim ist eine Frau durch den Witz getödtet worden. Auf der hochgehenden Naar schlug bei Mülheim ein Raaken mit 5 Personen um. Eine Frau ertrank. — Ein verheerendes Unwetter hat auch im hennegauischen Bezirk Dour gewüthet. Mehrere Dörfer wurden unter Wasser gesetzt, Häuser und Fabriken niedergehauen und die Gente zerstört. Die Warmorfabrik in Roisin ist verwüstet; der Direktor und ein Arbeiter, die sich in einen Stall geflüchtet hatten, sind ertrunken. —

y. Bei einem Nachfahrfest in Telgte (bei Münster i. W.) trank der Sieger kurz nach dem Nemen ein Glas Bier. Kurz darauf sank er von einem Herzschlage getroffen todt zu Boden. —

— Unglückliche Liebe hat einen jungen Bauernsohn aus Kilianstädten (Hessen-Rassau) und die Tochter eines Gastwirths in den Tod getrieben. Die Eltern des Burschen waren gegen die Verbindung, weil das Mädchen ihnen nicht genug Geld hatte. —

— Am 9. Juni ist ein Theil des größten Pontons, welcher jemals gebaut worden ist, im Schlepptau von fünf Dampfern von Shields nach Stettin abgefahren. Der ganze Ponton ist 510 Fuß lang und im Stande, ein Schiff von 10 000 Tons Wasser-Verdrängung aufzunehmen. —

— Eine schlane Kessame-Idee hatte ein Hausirer beim letzten Derby in Wien. Er drängte sich an einen glücklichen Gewinner beim Turf; dieser möchte ihm doch helfen, er habe alles verspielt; sein neues Opienglas, das ihm selbst 50 Gulden koste, wolle er ihm für zehn geben, nur um vielleicht noch etwas zu retten. Der gutgelaunte Gewinner kaufte ihm das Glas auch ab und — traf ihn kurz darauf bei einem andern Glücklichen, bei dem der Hausirer das Spiel wiederholte. —

— Ein junger, sehr tüchtiger Sprachforscher in Kopenhagen verhandelte mit dem Direktor des dortigen Zirkus, um eine Anstellung als Clown zu erhalten. Er wollte seine Studien nicht aufgeben, sah sich jedoch genöthigt, eine Stelle welcher Art immer zu suchen, um nicht verhungern zu müssen. —

— Im Zollhause von Moskau brach infolge einer Explosion von Bertholoffsäuren Feuer aus. Der Schaden beträgt gegen 400 000 Rubel. —

— Ein Illustrierter Fremdenführer durch Sibirien wird gegenwärtig auf Anordnung des russischen Verkehrs-Ministeriums hergestellt. Der Fremdenführer wird in französischer Sprache erscheinen. —

— Die Schweiz hat ein Netz elektrischer Bahnen in einer Gesamtlänge von 146,2 Kilometern. Sie steht damit an vierter Stelle unter den Staaten Europa's. —

— Gegen einen der bekanntesten Kaufleute in Marseille wurde strafgerichtliche Untersuchung eingeleitet, weil er einen schwerkranken Angestellten durch Unterchiebung eines Strohmannes bei Pariser und Londoner Lebensversicherungs-Gesellschaften, mit 1 300 000 Franks versichert hatte. —

y. In einem mit Braunschweiger Schülern, die von einem Ausflug zurückkehrten, dicht besetzten Harzzug wurde die Kotheleine gezogen, weil der Fußboden eines Koupees derartig unsicher erschien, daß ein Durchbrechen desselben zu befürchten war. Das Zugpersonal legte zur Sicherung Bretter hinein. —